

(Nachdruck verboten.)

1)

Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

I.

Das Trauermagazin in der Jägerstraße gehörte der Tante Schweder. Jedermann kannte sie unter diesem Namen, und das hatte seinen Grund darin, daß ihre Daseinsthätigkeit eigentlich nur in der Sorge für zwei Neffen bestand. Christian, der Theologe, machte ihr Freude, Albert, der Agent, beständigen Ärger; einer wog den andern auf.

Ein Trauermagazin ist schon seinem Namen nach kein Ort des Vergnügens, speziell in Schweder's Magazin aber hielt Ärger aller Art unverhältnißmäßig häufig Einzug. Vielleicht lag das daran, daß die Tante eine cholertische Natur war und die Kümmernisse des Lebens sehr schwer nahm. Sie konnte über jegliche Person in Aufregung gerathen: über den Agenten, über ihre Schwägerin, des Agenten duldbende und immer traurige Mutter, über das Lehrlingmädchen Jettchen und vor allem natürlich über Herrn Kreiser.

„Meine Geduld ist jetzt am Rande,“ sagte sie, „ich ertrage das nicht mehr, ich halte das nicht mehr aus. Dieser Kreiser ist ein Nagel zu meinem Sarge.“

Ihre Schwägerin suchte sie zu beruhigen, und der Theologe Christian hatte einige fromme und freundliche Trostworte. Aber die gossen nur Del ins Feuer.

„Lieber,“ sagte die Tante, „sollen mein eigenes Haus und das ganze Trauermagazin zusammenstürzen, ehe ich das länger mit ansehe. Habe ich noch Ruhe, seit dieser Mensch hier wohnt? Habe ich an meinem eigenen Hause noch Freude? Ich werde mit dem Justizrath sprechen. Wenn es Gerechtigkeit je gegeben hat, so muß dieser Schurke aus dem Hause. Ich denke christlich und bin in allen Dingen duldsam, aber das geht über das Maß.“

Herr Kreiser, der Gegenstand dieser Erörterungen, war Photograph und wohnte im Hinterhause seit bald zwölf Monaten. Gelegentlich einmal hatte die Tante oben im vierten Stockwerk der besseren Ausnutzung halber ein Photographenatelier bauen lassen, das mehr als sechstausend Mark Unkosten verursacht hatte und allen Hoffnungen zuwider beständig leer stand. Als nun etwa zwei Jahre nach dem Umbau sich endlich ein Miether in Gestalt des Herrn Kreiser gefunden hatte, erhielt er das kostbare Atelier ohne weiteres zugesprochen und zwar unter der glänzenden und beispiellosen Vergünstigung, daß die Miethen für seine Wohnung im Hinterhause jährlich, die für das Atelier halbjährlich, beide aber erst postnumerando zu zahlen seien.

Herr Kreiser war in seiner Art ein Original. Er hatte vom Photographiren nur eine schwache Ahnung, verfügte aber zum Antheil aller Leute, die je mit ihm in Berührung kamen, über ein starkes Rednertalent. Ohne Möbel, Koffer oder irgendwelches Eigenthum hielt er mit seiner Tochter in dem Atelier Einzug, aber der Miethskontrakt verschaffte ihm allenthalben einen weitgehenden Kredit. Es wurden Apparate, Möbel, Teppiche und eine ganze Einrichtung der Reihe nach entliehen, ein Gehilfe wurde angestellt und das eigenartige Geschäft ziemlich stilvoll eröffnet.

„Schon damals,“ sagte die Tante, „hätte ich diesen Menschen durchschauen und merken müssen, daß alles Lug und Trug war. Ich muß völlig besinnungslos gewesen sein. Ich war mein Leben hindurch eine streng und rechtlich denkende Frau, solche Gemeinheit hätte ich nie für möglich gehalten.“

In einer großen Stadt finden sich immer viele Leute, die für ihr Kontersel Geld auszugeben geneigt sind, und da die Geschäftslage für das Atelier eine gute war, ließ sich die Sache zuerst leidlich an.

Mit der Zeit aber lernte Herr Kreiser selbst photographiren, und das war des Ateliers Ruin. Er hatte keinen Geschmack. Er nahm ältere Damen in ganz falschen Stellungen auf und konterselte Brautpaare in Positionen, die ästhetisch unschön waren.

Einsmal ließ sich auch die Tante bei ihm photographiren, vielleicht nur deshalb, um auf einen Theil ihrer Kosten zu kommen. Natürlich glaubte Herr Kreiser in diesem Falle be-

sonders originell sein zu müssen. Er hatte einen Hintergrund angefertigt, der eine schwache Ähnlichkeit mit dem Wohnhause hatte, zur größeren Deutlichkeit las man aber an der Front dieses gemalten Hauses mit auffallenden Buchstaben das Wort „Trauermagazin“. Vor diesen Hintergrund wurde die nichts ahnende Tante gesetzt. Sie erhielt durch lange Korrekturen das Aussehen einer betäubten Person und mußte ein Taschentuch in der Hand halten, das im Wilde ohne weiteres auf Thränen deutete. Der Hintergrund wurde nach der Aufnahme schnell wieder zugeeckt, um die Ueberraschung der Tante nicht vorweg zu nehmen, und drei Tage später brachte der Prinzipal selbst das erste Duzend dieser Bilder hinunter. Die Tante war nicht anwesend, und Herr Kreiser forderte das Gutachten der Ladenfräulein. Das Erstaunen aller war grenzenlos. Natürlich glaubte jedermann, das Arrangement des Wildes sei der Tante eigene Idee, und die Urtheile waren daher zunächst vorsichtig. Die Szene aber, als die Tante kam, ihr Bild in aller Händen sah, dieses Bild betrachtete und halb ohnmächtig wurde — dann aber sofort Herrn Kreiser hinausweisen und sämtliche Bilder verbrennen ließ, die Szene war grotesk.

Seit jener Zeit lebten Herr Kreiser und die Tante auf dem Kriegsfuße. Die erste Kacke des Ateliers war die, daß eines Tages das Bild der Tante unten im Photographenkasten hing und aus der ganzen Nachbarschaft Lachlustige herbeizog.

Die Tante strengte eine Klage an, und nach langen Verhandlungen wurde das Bild entfernt.

Ein anderes Mal stellte Herr Kreiser in seinem Kasten Bilder vom Ballett aus, nette kleine Mädchen in kurzer Gaze. Da aber der Kasten kontraktmäßig am Eingange des Trauermagazins hängen durfte und hing, so war die Tante mit Recht darüber empört.

Dergleichen Scherze wechselten hin und her, und erst nach sechs verbitterten Monaten fand der Krieg seinen Abschluß. Herrn Kreiser's glänzende Lebensperiode war zu Ende, Gerichts-vollzieher nahmen im Auftrag der Lieferanten sämtliche Sachen in Beschlag, und die Tante hatte das Nachsehen. Das Atelier war verwüstet, die Tapeten belckelt, Glascheiben zerbrochen und Delfarbenflecke an den unmöglichsten Orten. Herrn Kreiser's Nachbarschaft aber wurde die Tante damit keineswegs los, denn die Wohnung im Hinterhause hatte er, wie bereits erwähnt, auf ein ganzes Jahr erhalten. Nie war eine geschäftskluger Frau so schmächtig über's Ohr gehauen, und alle Ladenfräulein des Magazins, vor allem der Tante Todfeindin, das Lehrlingmädchen Jettchen, verfolgten den Kampf mit Wonne.

Natürlich ging es jetzt mit Kreiser schnell abwärts. Arbeit zu suchen war er zu faul geworden, und seine Tochter Anna, die ihm bisher die Wirthschaft geführt hatte, mußte sich eines Tages so weit erniedrigen, im feindlichen Lager um ein Almosen zu flehen. Glühende Kohlen auf anderer Leute Haupt zu sammeln, ist eine der angenehmfen Handlungen auf weiter Erde, und die Tante gab deshalb Ordre, daß jedem vor Kälte und Hunger zitternden Mädchen warmes Essen verabreicht werden sollte.

Man mochte das siebzehnjährige Ding im ganzen Hause gern leiden; sie hatte etwas Weiches in ihrem Wesen, das sich rasch schmiegte und unterdukt. Ihr Gesicht war nicht schön, aber rund und niedlich, und da in allen Küchen erzählt wurde, daß Papa Kreiser sein Töchterchen bisweilen böseartig prügle, so wurde sie allgemein bedauert.

Mit diesem Prügel war das freilich nicht gar so schlimm. Der Photograph führte seiner Tochter gegenüber allerdings eine — wie man optimistisch sagt — ziemlich leichte Hand, aber neben seinen minderwerthigen Eigenschaften hatte er doch auch ganz wackere Absichten, und eine derselben war die, aus seinen Kindern bessere Leute zu machen als er selbst war.

Als die noch klein waren, ging er mit ihnen Sonntags spaziren, fing für Aemchen Schmetterlinge und ließ mit dem Jungen Drachen steigen, sparte in der Woche, um mit Frau und Kindern bisweilen in den Zoologischen Garten zu gehen, und war alles in allem eine Art von Idealvater. Aber die Frau starb, der Junge kam in die Lehre als Kellner und ließ

sich kaum je noch sehen, und was Nennchen betrifft, so blieb sie mit zunehmenden Jahren auch nicht eben der niedliche kleine Kerl von einst. Sie trieb sich viel herum und über- raschte Herrn Kreiser mit vielen herzlichen Küffen, die sie dem Photographengehilfen in der Küche zu theil werden ließ. Der junge Mann erhielt daraufhin seinen Abschied und Nennchen eine kleine Tracht Prügel, die sie mit solch entsetzlichem Wob- geschrei quittirte, daß die Dienstmädchen in den Küchen zitterten, und Herr Kreiser von dieser Zeit an als ein miserabler Tyrann galt.

Mit dem Ruin des Aeliers war seine Kraft so ziemlich gebrochen. Die Noth kam ins Haus, und das Mädchen hatte von dem Vater nichts mehr zu fürchten. Eine zeitlang befahte er sich noch mit allerhand neuen Projekten, aber das Glück war ihm nicht zum zweiten Mal hold.

Eigentlich war es um Herrn Kreiser schade. Er besaß einen erfindertischen Kopf und wäre in besseren Verhältnissen wahrscheinlich ein ganz tüchtiger Kerl geworden. Sein einziger Bruder, der gleich ihm stets ein außerordentliches Talent hatte, Projekte zu erfinden und in jedem Schutthaufen Gold zu wittern, war als junger Mensch nach Amerika gegangen, wo er steinreich geworden war. Er hatte auch vor langer Zeit einmal Geld geschickt, aber es lag nicht in der Art der Kreiser's, sich viel um einander zu kümmern; man wußte nicht einmal, wo er jetzt wohnte.

Eine Extrafreude wurde der Tante bereitet, als eines Tages der Polizeiwachtmeister bei ihr erschien und allerhand Fragen stellte: „Was Herr Kreiser eigentlich jetzt thue, — ob er verdächtige Besuche erhalte — wovon er sich ernähre — und so weiter.“

Die Tante wurde kreidebleich, und der Wachtmeister hatte Mühe, sie zu beruhigen.

(Fortsetzung folgt.)

Wochenplauderei.

Ein paar Jährchen noch und es hat ausgeflitten das neunzehnte Jahrhundert. Vielbewundert, vielgescholten! Das Wort gilt auch von ihm. Man hat sich in seinem Glanz gespiegelt, als die Welt noch liberal war. Man hat vom Zeitalter der Erfindungen, des Fortschritts, der Zivilisation geschwärmt. Da aber aller Fortschritt und Gewinn den Einzelnen, alle Mähmal, geistige und leibliche, den Massen zugefallen war; da aus diesem Zwiespalt ein neues Ideal emporwuchs: so schuf man ein anderes Schlagwort für das scheidende Jahrhundert. Müde und verzagt wurden Jene, die ihre alte Anschauung verloren und zur neuen sich nicht bekennen mochten. Sie glichen Chamisso's Schlemiehl, der um seinen Schatten gekommen war. Sie erfanden das bange, matte Wort vom „fin de siècle“, vom „Ausgang des Jahrhunderts“, das seither oft in unsinnigster Bedeutung angewandt wurde. Ihnen erschien das scheidende Jahrhundert nebelgaur, wie ein Novembertag, wenn der schwere Regen in den Lüften hängt.

Die entsagungsvolle Stimmung, die in der vielmisbrauchten Bezeichnung vom „fin de siècle“ zum Ausdruck kam, war von den obersten Profitjägern unserer Zeit nie geheilt worden. Nicht bei uns und auch nicht anderswo. Die vornab an der Tafel des Lebens sitzen, haben kaum Zeit, träben Stimmungen nachzubängen. Energischer und rücksichtsloser ist das rastlose Streben nach Gewinn, massiger und raffinierter zugleich ihr Genuß geworden.

Ihnen bedeutet die Sylvesternacht nicht die jähe kurze Lust, die sie tausenden von Proletariern bedeutet. Eine alte, schöne Berliner Nebenart, die jetzt vergessen ist, sagte von einem Schlafenden: Er nimmt ein paar „Dogen voll“ Traum. Ein paar Augen voll Traum, ein paar flüchtige Augenblicke der Selbstvergessenheit sind den Allermeisten unter uns in der Sylvesternacht vergönnt; dann kommt sofort das rauhe Erwachen.

Denen, die im Besitze sind, hat das abgelassene Jahr im allgemeinen nicht wehe gethan. Sie haben kaum einen ersten Grund, ihm zu fluchen; die Kohlen- und Eisenbarone im Westen, wie die Großgrundbesitzer im Osten mögen einander in die Ohren räumen: Es geht immerhin vorwärts.

Als man das 19. Jahrhundert noch schwärmerisch das Zeitalter geistiger Befreiung nannte, da kannte man in der sogenannten tonangebenden Gesellschaft von Berlin noch die vielbespöittelten Thee- abende. Die bürgerliche Welt war damals noch zukunftsfröh; man war geistig regsam; und so konnten lebhaftere Tischgespräche auch bei Thee mit belegten Bröchen geführt werden.

In Neu-Berlin hat der prunkende Besitz mit solchen Dingen längst ein Ende gemacht. Die kostbarste Bewirtung wird zur Hauptsache; man blendet, man überäubt einander, und die Geselligkeit in der Emporkömmlingsstadt Berlin, ich meine die Geselligkeit in der sogenannten tonangebenden Welt, hat selbst in benachbarten Großstädten, wo ähnliche Zustände herrschen, einen übelen Beigeschmack erhalten. Dem Magen frühnt man bis zum ekelen Ueberdruß.

Besonders marant sind die Sylvester-Gesellschaften in „seinen Häusern“. Die Sylvesternacht trug von jeher für Berlin ein

karnevalistisches Gepräge. Selbst der mächtige Straßenrabbau, den die allwaltende Polizei in den letzten Jahren freilich gehörig ein- dämmte, war ein Ausfluß karnevalistischer Laune. Das Volk nun soll in Züchen am Gängelbände geleitet werden; bei ihm wird jedes Ausrufen von Fuchsinglaune höchst ungeru gesehen. In den intimen Räumen gelbkrafter Häuser bewahrt die Berliner Sylvesterverfeier ihre karnevalistische Würze. Was sich da scheinbar als gemüthliche Familiengesellschaft giebt, das gehört zum Prunkendsten, was die Berliner Gastmahl- Geselligkeit kennt.

In dieser Sylvesternacht werden die Geldleute ein Uebriges ge- than haben. Die Inventuren waren „leidlich ausgefallen“. Die Sylvestertafel biegt sich unter der Last erlesener Weine und köstlichen Champagners. Man hat so sein Proffichen eingehemst, der vielgerühmte „Aufschwung“ war zu bemerken, und der Phantasie eines Handelsmannes sind an der Wende des Jahrhunderts große Fernsichten aufgethan. China wird erschlossen, Sossanna! China wird erschlossen! Der kapitalistische Nerv erschauert. Vor spekulativen Sinnen flimmert es, wie es seinerzeit vor den Sinnen der spanischen Eroberer flimmerte, als man auszog, das Goldland zu suchen. Zwar ist der gelbe Mann selber ein höllisch guter Kaufmann; aber wir werden ihn kraft unserer höheren Kulturentwicklung schon „blößen“, wie die amerikanischen Pokerspieler sagen, wenn sie ihren Gegner im Kartenspiel gründlich hineinlegen.

So gierig die Spekulation sein mag, so leicht sie sich in phantastische Pläne verirrt und an sich selber berauscht: der Spekulant denkt nicht weit vor sich hin. Nach ihm komme die Siniflut, so urtheilt er gewöhnlich. So dachte man in allen „Perioden des Aufschwungs der Spekulation“. So denkt man jetzt, wenn man vom „Chinamann“ spricht. Heute möchte man sich den gelben Mann fast vorstellen, wie den Chinesen, den der Komiker Zielscher bei Adolf Ernst unter dem Galloß von Berlin spielte. Tschin-tschun lacht und nicht, war damals ein viel zitiertes Kouplettvers. Tschin-tschun, der vergnügliche Chineser, lacht und nicht immer wieder. Gewiß, was man von der Besetzung von Kiaotschan las, das ließ die Dinge wie Vorgänge einer Operette erscheinen. Besonders nach dem löst- lichen Schreiben eines deutschen Matrosen, das kürzlich veröffentlicht wurde. Der Chinamann, auch der Soldat, zeigte sich von seiner freibleibsten, liebenswürdigsten Seite. Tschin-tschun lacht und nicht.“ Neugierig und zutänlich musterte der Chinamann die deutsche Mannschaft, er zog mit den Soldaten mit und marschirte nach dem Takt der Musik, wie bei uns die Müßiggänger der Friedrichstraße zu thun pflegen; fast kollegial räumten die gelben Soldaten den Ankömmlingen ihren Exerzierplatz ein und ohne jeden Widerstand verließen sie ihre Forts. Wie ein friedfames Zoyll fing die Geschichte an. Wenn aber der gelbe Mann sich die verzornerten, neugierigen Augen reibt, wenn er, der nicht un- gewandt ist und pffigig von Natur, europäischen Geldkräften abguckt, wie sie in ihrem Sinne Kultur treiben und neue Wunder- quellen erschließen? Erste, wissenschaftliche Stimmen er- heben sich jetzt schon gegen die gemüthliche Auffassung vom Tschin-tschun, der da lacht und nicht; und zu Ausgang des Jahr- hundert's wird an eine tief einschneidende Weltfrage gerührt.

Die Leute, die aus alter Uebung noch mit vollem liberalen Brustton vom hellen 19. Jahrhundert zu sprechen pflegen, betonen gerne, wie herrlich weit wir es gebracht haben. Wenn vor Jahren von Petersburg aus eine Zeitung nach Berlin gelangen sollte, so brauchte das gute Weile. Heute sind wir mit dem fernen Weltmeer verbündet und Port Arthur, Heinan und Kiaotschan sind uns geläufige Namen. Wie muß es jedem Zeit- genossen schmeicheln, wenn er seine eigene Zeit so herausreichen hört. Mag man daheim allerhand Kummer haben; mögen Polizei- vorkommnisse betrübender Art beweisen, wie wir vor der eigenen Thür noch zu fegen haben; mag man um ein Denkmal für die Achtundvierziger noch feilschen müssen, als Merkmal für die Art unferer freiheitlich gesinnten Bürgerbehörden; mag unter dem Ministerium des Geistes, wie es in Herrn Boffe's Bankettrede so feierlich schön lautete, die Bekehrtheit deutscher Hochschulen nach ähnlichen Richtungen hingedrängt werden, wie es mit der Pressefreiheit geschah: das Alles vergißt ein würdiger Zeitgenosse gerne, wenn man ihm von ferner Romantik, von erhabener Kultur- trägerei spricht. Es giebt nicht nur einen Lokalpatriotismus, einen Ortsstolz besonderer Art, der Zeitgenosse vom Duhndschlag kennt auch seinen besondern Zeitsolz. Wie wenig Wirklichkeit streckt hinter diesem romantischen Nebel und dieser Stolzthuerei. Namen, ja, die strömen in Fülle auf uns ein, aber wie wenig wirkliche Begriffe stecken hinter diesen Namen. Was wissen wir bei all unserm Stolz auf das 19. Jahrhundert von dem echten inneren Aufbau des Landes, das nun neu erschlossen werden soll?

Wir ahnen nur, daß eine gewaltige Menge im dumpfen Druck vom Autoritätsglauben gebannt, dort dahinlebt. Wir ahnen, daß die schroffsten Klaffenunterschiede vorhanden, der bedürfnislosen Last- trägermenge aber noch nicht bewußt geworden sind. Wir ahnen die bürokratische Mandarinen- und Hierarchen- gewalt; wir ahnen, wie ein ähntig-verzopftes Gelehrten- wesen die Laienmassen von den Quellen des Wissens abwehren möchte. Wie aber, wenn die Berührung mit Europa dort ungemessene Kulturkräfte entfesselte? Wir wissen ja heute nur, in wie schwere geistige Bande ein Kuli gefesselt ist. „Kuli“ ist zwar ein chinesischer Begriff, leider ist er uns in Westeuropa nur zu sehr vertraut, von

den Gütern der Großherren, wie von den Werkstätten in der Industrie und geistiger Arbeit her. Kultursinken von ganz anderer Art, als die Unternehmer und Groberer heute sich träumen lassen, könnten dann auf fernem Boden zünden. Alpha.

Kleines Feuilleton.

o- Nach den Feiertagen. Der Maurermeister Korn geht mit seiner Frau nach Hause. Er hat den Kragen seines dicken Mantels hochgeschlagen und die Hände tief in die Taschen vergraben. Trotzdem sie hastig vorwärts schreiten, kommen sie doch nur langsam von der Stelle, denn sie sind beide von recht ansehnlicher, abgerundeter Größe. Der schnelle Gang scheint sie nicht zu erhizen; beide sehen ganz grau aus.

Ein kleines Mädchen läuft nebenher. Die eine Hand hat es in den Ärmel seines Jacketts gezogen, während es mit der anderen Wackstüchchen hinhält: „Kausen Sie mir doch was ab — Bloß für fünf Pfennig — Ich habe solchen Hunger!“

Der Maurermeister achtet nicht auf ihre Bitten. Zuletzt sagt er barsch: „Ich kaufe nichts!“

Die Kleine läuft trotzdem weiter nebenher und bittet: „Bloß für fünf Pfennig — ich habe solchen Hunger!“

Da schreit er zornig: „Ich möchte auch Hunger haben! — Frau, Du hast doch noch Hasenbraten im Speiseschrank — und Rosenkohl — und Lortz — und eine Gänseleule muß auch noch da stehen. — Und das kommt nun alles um, weil einem der Doktor die schweren Speisen verboten hat.“

„Hä! Warum haste in den Feiertagen so unmäßig gegessen?“

„Nu sei man stille! Dir hat's ja auch geschmeckt.“ ...

Als das Mädchen immer noch weiter mitgeht, bleibt er stehen und kreischt: „Mädel sei still! Du weißt gar nicht, wie gut Du es hast, daß Du hungern darfst!“ ...

— Die Jahreszahl 1898. Die Zahl 1898 ist durch 13 theilbar, denn 1898 : 13 = 146. Ferner ist die Quersumme der vier Ziffern unserer Zahl 1898 durch 13 theilbar, denn 1 + 8 + 9 + 8 = 26. Wer unter den Lesern hat schon einmal ein Jahr mit solch' eigenthümlicher Jahreszahl erlebt? Wer von uns wird das auf 1898 folgende Jahr, dessen Jahreszahl dieselben Eigenschaften hat, erleben? Auf beide Fragen gebührt die Antwort: niemand. Die letzte Jahreszahl vor 1898, die selbst und deren Quersumme durch 13 theilbar waren, war die Jahreszahl 1651. Denn 1651 : 13 = 127 und 1 + 6 + 5 + 1 = 13. Das nächste Jahr nach 1898 wird das Jahr 2119 sein, denn 2119 : 13 = 163 und 2 + 1 + 1 + 9 = 13. Die Zahl 1898 gehört ferner zu einer anderen merkwürdigen Gruppe vierzifferiger Zahlen: Zieht man nämlich die erste Ziffer von der dritten ab, so erhält man den Werth der zweiten oder der ihr gleichen vierten Ziffer (9 - 1 = 8). Diese Eigenschaft hatten seit Christi Geburt erst acht Jahreszahlen, 1898 ist die neunte. Es sind das die Zahlen 1010, 1121, 1232, 1343, 1454, 1565, 1676, 1787 und 1898. Die Differenz zweier aufeinanderfolgender Zahlen dieser Reihe beträgt stets 111. Bis zur nächsten Jahreszahl dieser Reihe, d. i. bis zum Jahre 2020, vergehen aber 111 + 11 = 122 Jahre. Das folgende Jahrhundert (1900—1999) wird keine Zahl dieser Reihe enthalten. Unter den oben genannten neun Zahlen ist 1898 die einzige, in welcher 13 ohne Rest aufgeht.

— Menschenhaar im Handel. Daß die Friseur zu Herstellung ihrer meist recht kostspieligen Theaterperücken, falschen Haarnoten und Stirnkräusen nicht allein von den ihnen ab und zu angebotenen Haarsträhnen irgend einer für den Tituslopf schwärmenden Schönen abhängig sind, sondern ihre bestimmten, sehr zuverlässigen Quellen haben, die ihnen zu jeder Zeit das notwendige Quantum an Menschenhaar liefern, dürfte für manchen eine überraschende Neugierde sein. In verschiedenen Ortscastellen in den südlichen Pyrenäen finden jeden Freitag die sogenannten Haarmärkte statt. Da wandeln dann zahlreiche Haarhändler mit einer langen, vom Gurt herabhängenden Scheere bewaffnet, die Dorfstraße auf und ab und prüfen hier und da die Flechten oder offen herabwallenden Haarmassen, die ihnen von den verkaufslustigen Dorfschönen offerirt werden. Sobald Händler und Verkäuferinnen handelsmäßig sind, trennt ein scharfer Schnitt der blanken Scheere die oft recht üppige Lockenpracht von dem jugendlichen Mädchenskopf; in glänzenden Silberfäden wird dann der Preis dafür in das braune Händchen gezählt, und schmunzelnd wendet sich der zufriedene Händler weiter, um nach neuer Beute auszuspähen. Auch in Süddeutschland und der Schweiz werden derartige Haarmärkte abgehalten. In der ganzen zivilisirten Welt gelangen jährlich etwa 12 000 Pfund Menschenhaar zur Verwendung, und davon kommen mindestens 10 000 Pfund auf oben beschriebene Weise in den Handel.

Theater.

Im Bessing-Theater machte am Donnerstag der alpine Schwanz „Im weißen Rössl“, der von unserer großindustriellen Firma Blumenthal und Kadelburg zubereitet ist, dem Publikum vielen Spaß. Der dankbare, alte Stoff von dem norgeländen Berliner in der Sommerfrische wurde in neuer Variante vorgetragen. Bekanntes und weniger bekanntes, anekdotisches Material, wie man ihm vorzüglich in den „fliegenden Blättern“ zu begegnen pflegt, wird durcheinander gewirbelt. Neben dieser harmlosen Lustigkeit taucht

aber mitunter ein Biß von fauligerer Art hervor, eine Komik, die an die Grenze des Gemüthsrohen greift. So in dem Akt mit einem Liebespaar, wo der junge Mann eine völlig lahle Platte, das Mädchen einen Sprachfehler hat. Jedenfalls kommt dabei nur eine forcirte Lustigkeit zu stande.

Das „Wirthshaus zum weißen Rössl“ liegt an einem herrlichen Alpensee im Salzkammergut. Dem verärgerten Berliner Glühstrumpf-fabrikanten Giesede gefällt die Gegend nicht, über alles hat er zu quengeln, über Speisen und Getränke, und der Müggelsee ist ihm lieber, als das herrlichste Gebirgs Panorama. Am gefährlichsten wird Herr Giesede, als noch sein Todfeind, der Rechtsanwalt Siedler aus Berlin, im weißen Rössl eintrifft. Natürlich wird der Griesegram karirt und Siedler selbst freit Giesede's reizende Tochter. Von packender Komik war die trockene Art Guthery's (Giesede). Bei den übrigen Figuren fehlen auch die Ansätze zur Charakterzeichnung; sie haben nur nett zu sein. Die Schauspieler waren denn auch „nett“.

Musik.

— Konzerte. Der Violinvirtuose Aldo Antonietti ist noch ein sehr junger Mann und doch besitzt er unter andern erwähnenswerthen Vorzügen den einer freien Ruhe, womit er die komplizirtesten Gänge spielt und sich von jenen wunderlichen Grimassen fernhält, womit sonst allerlei kleine Schwierigkeiten den Unkundigen als recht unüberwindlich vorgeföhlt werden. Sein nicht allzubreiter Ton strömt warme Innigkeit aus und gerieht nur in den beiden Adagios des a-moll-Konzertes von Dvorák und des g-moll von Bruch an die Grenze empfindsamkeit. Seine Intonation ist selbst in den schweren Arten der Doppelgriffe rein, und überall ist ein edleres Streben nach charakteristischem Ausdruck und wahrhaftiger Vermeidung musikalischer Affektion erkennbar.

In dem diesmaligen Kompositions-Konzerte des Herrn E. C. Taubert hörten wir viel gute und sicher gearbeitete Musik, vernahmen aber keinen einzigen für die musikalische Individualität maßgebenden Gedanken. Am meisten trat noch in den Liedern eine gewisse seine Sinnigkeit und vornehme Nachahmung hervor; in zwei Kammermusikwerken jedoch, Streichquartett in fis moll und Bläser-Klavierquintett, artete der Mangel an kräftigen, thematisch verarbeitungs-fähigen Gedanken geradezu zur Unerträglichkeit aus. Es war schon wohlthuend, wenn im Scherzo des Streichquartetts mit den bekannten beschleunigten Stalencatarallen ein Anzeichen rhythmischer Lebendigkeit oder im Finale des Bläserquintetts das Hauptthema als fastigste Trivialität hervortrat. Eingehendes Studium der Antike und imponierende Formvollendung bewies eine vierstimmige Motette für gemischten Chor. Die fugirten Stellen sind wirksam und wohlklingend geföhrt und arten nicht in jene schreckliche musikalische Mathematik aus, welche trockene Talentlosigkeit so gerne als den Geist des großen Sebastian Bach ausgeben. Siegfried Dohs und sein stets siegreicher philharmonischer Chor, Josephsänger Sommer und Frau Sandow-Herns holten aus den Gesangskompositionen Taubert's alles heraus, was in ihnen an wirklicher Musik ruht.

Es giebt noch künstlerische Phänomene, die 11 jährige Pianistin Paula Szalit beweist es in beglückender Art. Nehmen wir diese absolute technische Meisterschaft, womit Mendelssohn's „Spinnlied“ oder Raff's „Tour à cheval“ herauskam, als erreichbare Möglichkeit in solcher Altersstufe an, so stehen wir angesichts dieser Tiefinnerlichkeit des Geföhls und einer nach der geistigen Seite hin geradezu kongenialen Interpretationsfeinheit vor einem Räthsel. Mit wehmüthigem Bächeln läßt man die unabsehbare Virtuosencharakter an sich vorüberziehen, welchen sich trotz unermüdlichem Fleiße die Seele der Musik nie so erschließen wird, wie dies die Natur in reichster Gebelanne für dieses Kind gethan hat. Sein Vortrag hat weder die ärgerliche Alltugheit dressirter Wunderkinder noch die Uebertreibungen frühreifer Intelligenz. Die kleine Szalit ist eine ganze Künstlerin, welche auf ihre elf Jahre gewiß nicht von einem erhabenen ironischen Standpunkte herabschaut.

Mit allen Ehren wurde die Pianistin Frä. Felicia Kirchdorffer als würdige Brahms-Priesterin aufgenommen. In der G-dur-Biolinsonate, welche sie mit Joachim spielte, schöpfte sie den populären Geist des Werkes mit durchgebildeter Technik und sympathischer Bescheidenheit des Vortrages aus. Auch drei Sololücke — Capriccio a-moll, Intermezzo cis-moll und Rhapsodie g-moll — brachte sie mit Geschmac und Phantasie zur Geltung. Soweit Brahms, dessen spröde Strenge und leidenschaftliche Grübelelei dem „musikalischen Gasterthum“ des Alltags niemals entgegenkommt, einem allgemeineren Verständnisse zugeführt werden kann, ist dies Frä. Kirchdorffer vielfach gelungen.

Erziehung und Unterricht.

— Nach dem Bericht des niederländischen Unterrichts-Ministeriums besuchen in diesem Winterhalbjahr 109 junge Mädchen die öffentlichen Gymnasien, und zwar vertheilen sich dieselben auf 21 Lehranstalten. Von der Errichtung besonderer Mädchengymnasien hat die Regierung Abstand genommen, da die Zulassung von Mädchen zu den oberen Klassen der allgemeinen Gymnasien bis jetzt keinerlei Unzutraglichkeiten ergeben habe.

Medizinisches.

t. Nachträgliche Merkwürdigkeiten von der indischen Pest. Man kann zwar von der Pestepidemie in

Indien noch immer nicht als von etwas Vergangenen sprechen, jedoch ist der erste Ansturm der fürchterlichen Krankheit jedenfalls überwunden, die Bevölkerung erholt sich und die Aerzte veröffentlichen ihre Berichte. Der interessanteste von allen diesen, die bis jetzt erschienen sind, ist derjenige des Brigade-Generalarztes Weir in Bombay vom September dieses Jahres. Wir erfahren daraus, daß dem Ausbruch der Pest in dieser Stadt und ihrer Umgebung eine außerordentliche Ueberschwemmung vorausging, welche die Abzugswasser aufstaute und zu Verunreinigungen von Brunnen, Vernichtung von Getreidelagern und zum Abfaulen zahlreicher Baumbestände führte. Die Pest begann bekanntlich zu Anfang des Monats September 1895, zunächst hielt man die Erkrankungen für Diphtheritis, wogegen Dr. Weir den ersten von ihm untersuchten Fall als Beulenpest erkannte. Anfangs war die Sterblichkeit eine enorm hohe, es muß aber in Anschlag gebracht werden, daß die Sterblichkeit auch in anderen indischen Bezirken zu gleicher Zeit eine Zunahme aufwies, wo die Pest garnicht austrat. Eine wunderbare Erscheinung bei Pestkranken ist in den ersten Stadien der Ansteckung der Wunsch, zu fliehen oder zwecklos in die Ferne zu gehen. Im Zustande halber Bewußtlosigkeit besiegt der Erkrankte einen Zug, miethet einen Wagen oder geht nach irgend einer Richtung, ohne zu wissen, warum oder nach welchem Ziele. So wurde auch der erste von der Pest befallene Europäer von diesem Wandertriebe ergriffen und lief von Bombay bis nach Poona. Einige räthselhafte Erscheinungen wurden bezüglich der Einschleppung von Pestkranken über See verzeichnet. Als die Pest in Bombay eben erst im Erscheinen war, wurde von einem aus Suez kommenden Dampfer ein Kellner gelandet, der an leichtem Fieber litt, aber bald nachher alle Anzeichen der Beulenpest entwickelte. Auch ein anderer Europäer bekam auf der Fahrt von Suez nach Bombay Fieber und Schwellungen der Halsdrüsen und wurde in Bombay als pestkrank erkannt. Auf welche Weise diese beiden Leute sich mit der Pest anstecken konnten, da die Krankheit weder in Suez herrschte, noch die Schiffe irgendwo unterwegs gelandet waren, ist vollkommen unerklärt geblieben. Wie schnell eine Pestkrankheit zuweilen verläuft, dafür giebt der Bericht ein Beispiel: Ein Kutscher, der im Dienste der Verwaltung stand, befand sich um 2 Uhr nachmittags eines Tages anscheinend ganz wohl und verrichtete seine Arbeit wie sonst. Dann klagte er plötzlich über Schmerzen im Kopf und im ganzen Körper, legte sich nieder, bekam Fieber und war drei Stunden darauf todt. Eine Ansteckung der Menschen durch Ratten hat sich auch bei dieser Epidemie als sicher herausgestellt und es wurde nachgewiesen, daß die Ratten früher von der Pest befallen werden als die Menschen. Raten starben in großer Zahl, jedoch ist die Beulenpest als Ursache davon durch bakteriologische Untersuchung nicht ermittelt, obwohl bei manchen Drüsenanschwellungen gefunden wurden. Im allgemeinen besteht der Glaube, daß eine einmalige Erkrankung an der Pest den betreffenden Menschen, wenn er mit dem Leben davon kommt, vor späteren Erkrankungen schützt. Dieser Glaube hat sich als Aberglaube erwiesen. In drei Fällen wurden Leute, die bereits früher die Pest gehabt hatten, von neuem von der Krankheit ergriffen. Die sanitären Verhältnisse in Bombay schildert der Generalarzt als fürchterliche. Sehr interessant sind die Angaben über die Erfolge der Serumbehandlung. Das Hassline'sche Serum, welches nur zur Schutzimpfung verwandt wurde, soll günstige Ergebnisse erzielt haben, während das Serum von Dr. Yersin in seiner Anwendung bei bereits Erkrankten den Erwartungen nicht entsprochen hatte. Dr. Yersin selbst, der gerade jetzt einen Bericht über seinen kürzlichen Besuch in Bombay veröffentlicht hat, ist zwar auch der Ansicht, daß die Anwendung seines Serums keinen vollen Erfolg aufzuweisen gehabt habe, daß eine günstige Wirkung trotzdem zu verzeichnen sei. Das verwandte Serum wurde mittels todtter Bazillen hergestellt und war außerdem nicht in genügender Menge vorhanden, da unglücklicherweise der Leiter des Yersin'schen Laboratoriums inzwischen starb. Das Serum, welches durch Einspritzung lebender Bakterien in die Adern von Pferden gewonnen wird, ist nach Yersin viel wirksamer, die Pferde gehen aber bei diesem Verfahren drauf, und das was der indischen Regierung zu kostspielig (!). Zumindest konnte Yersin bei der Behandlung mit seinem Serum eine Verminderung der Sterblichkeit um 35 pCt. erzielen. Zur Schutzimpfung eignet es sich nach seiner Uebersetzung vorzüglich, da die geringe Menge von 10 Kubikcentimetern eine gesunde Person 10 bis 15 Tage lang vor der Pestkrankheit schützt, worauf eine zweite Impfung die Immunität um eine gleiche Zeitdauer verlängert. Dr. Yersin drückt die Uebersetzung aus, daß die medizinischen und hygienischen Mittel gegenüber der Pest bereits bedeutend genug sind, um eine etwaige Epidemie in einem europäischen Gebiete, wo alle Bedingungen zur Anwendung dieser Mittel gegeben sind, schnell zu ersticken. —

Aus dem Tierreiche.

— Der Schwarzstorch kommt in Europa hauptsächlich im Osten und Südosten vor. In Deutschland wird er nirgends häufig angetroffen; wenn Floride recht unterrichtet ist, bewohnt er jedoch die großen Waldungen Brandenburgs, Schlesiens und Ostpreußens noch ziemlich zahlreich und läßt sich auch in den übrigen Theilen der norddeutschen Ebene nicht allzu selten sehen. Als sehr ängstlicher und surschämiger Vogel flieht er die Nähe des Menschen durchaus und siedelt sich ausschließlich in einsamen ausgedehnten Hochwaldungen an, indem er zwischen Laub- und Nadel-

holz wenig Unterschied macht. Unerläßliche Bedingung aber ist, daß sich fischreiche Gewässer, Seen, Teiche oder Flüsse mit flachen Ufern in der Nähe befinden. Im allgemeinen nistet auch der Schwarzstorch einzeln; Mojsisovics berichtet aus eigener Anschauung, daß er nie in dicht gedrängten Kolonien brütet, wie etwa der Reiher. Nach beendeter Brutzeit zieht er oft in großen Schaaren in die Kiede ein. Tagsüber sieht man ihn häufig ohne Flügel Schlag hoch in den Lüften kreisen, zur Nahrungssuche streift er weit weg von dem auch nach der Horstzeit oft noch als Nachtquartier benutzten Horste. In den letzten Tagen des April findet man gewöhnlich in seinem Neste vier lichtbläulichweiße Eier, die etwas kleiner als die des Hausstorches sind. Der Schwarzstorch ist überwiegend Fischfresser und steht in diesem Punkte den Reiher nahe. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Ein botanisches Räthsel stellt ein kleiner Cactus echinopsis multiplex dar, welcher im botanischen Garten zu Berlin in einer festverriegelten alten Flasche seit sieben Jahren weiter wächst. Ein Gelehrter in Hannover hatte durch den engen Hals einer alten Arzneiflasche ein schwächtiges Pflänzchen jenes Cactus gehoben, nachdem er einen Theil der Flasche mit Erde angefüllt hatte. Das geschah vor sieben Jahren; fünf Jahre später brachte Prof. Schumann diese mit einem Kork wohl verschlossene Flasche nach Berlin, wo sie im Botanischen Garten sorgfältig beobachtet wird, und wo in derselben der Kaktus munter weiterwächst. Auf den ersten Blick erscheint dies auch gar nicht so wunderbar; denn die Erde in der Flasche bietet ihm ja auch Nahrung, und durch den porösen Kork tritt Luft ein, so daß die Pflanze wie in einem kleinen Gewächshause untergebracht erscheint. Allein die Flasche ist versiegelt; von einem Luftzutritt kann also keine Rede sein. Und doch braucht die Pflanze Luft zum Athmen und Kohlen säure, aus der sie sich aufbaut. Letztere entstand ihr allerdings dadurch, daß die humusreiche Erde in der Flasche viele Algen sporen enthielt, aus welchen Algen sich entwickelten, die ebenso wie der Humus, bei der Verwesung Kohlen säure bildeten. Hinsichtlich des Sauerstoffes aber nimmt man an, daß bei jener Verwesung wohl auch wieder Sauerstoff frei geworden ist, ebenso bei der Zerfegung der Kohlen säure durch die Algen. Auch der Cactus selbst dürfte ein wenig Sauerstoff hervorgebracht haben, und schließlich steht es auch noch nicht unumstößlich fest, ob die Arzneiflasche denn auch in der That völlig luftdicht ist. So versucht man jenes kleine botanische Räthsel zu lösen. —

Humoristisches.

— Unverfroren. Ein Wanderer läßt sich, nach Vereinbarung eines Lohnes von 10 Pfennig, über den Strom setzen. Durch Ungeschied des Fährmannes kentert das Boot. Beide retten sich jedoch ans Ufer. Der Wanderer überhäuft den Fährmann mit Borwürfen; dieser verlangt jedoch kaltblütig 60 Pfennig. — „Woher denn? Sie unverschämter Mensch!“ — „Ueberfahren 10 Pfennig, baden 50 Pfennig!“ —

— Aus dem Album des Studiosus Wummel. „Berichtsvollzieher sind wie kleine Kinder: sie wollen alles haben, was sie sehen.“ —

— Fatal. „Erinnern Sie sich noch, gnädigste Frau, an Ihre einstige Schulfreundin Grete Hauslinger?“

„Ja! Was ist denn aus dem garstigen vorlauten Fraß geworden?“

„Um, meine Frau!“ —

Vermischtes vom Tage.

— In Wulkow (Pommern) ist ein junges Mädchen durch einen schlechten Scherz wahnfinnig geworden. Mehrere Mädchen kamen des Abends aus der Spinnstube und waren in frohlichster Laune. Als sie am Kirchhof vorüber kamen, stürzten hinter einem Grabe zwei weiße Gestalten hervor. Eine der Mädchen wurde derart vom Schreck erfaßt, daß sich bei ihm am nächsten Tage Wahnsinn zeigte, und die Unterbringung in eine Irrenanstalt nothwendig wurde. Zwei Menschen des Dorfes hatten sich weiße Bettlaken umgehangen und den Scherz ausgeführt. —

— In Goldmannsdorf (Schlesien) wurde ein Rittergutsbesitzer von einer umfallenden Lokomotive erschlagen. —

— Der Wiener Komponist Hugo Wolf, der vor einigen Monaten in eine Heilanstalt gebracht wurde, dürfte diese in kurzer Zeit gesund verlassen können. —

— Die Weihnachtstage brachten einem Theile Kraiss wieder heftige Erderschütterungen. Dießmal suchte das Beben, das von einem orkanartigen Getöse begleitet war, besonders den Gerichtsbezirk Egg heim. —

— In der Nähe von Tarnopol (Galizien) wurde eine Bäuerin nebst ihrer neunjährigen Tochter von einem Rudel Wölfe überfallen und zerissen. —

— Seit etwa 14 Tagen ist das neue französische Gesetz, das die Frauen als Zeugen bei dem Standesamte zuläßt, in Kraft, dürfte sich aber nirgends so rasch eingebürgert haben wie in Marseille. Dort fungirten bei drei Trauungen, die der Maire am 27. d. vorzunehmen hatte, durchweg Frauen und Mädchen als Zeugen. —

— In den Vereinigten Staaten, besonders in Kalifornien tritt jetzt vielfach an stelle des Weizenbaues der Bau von Zuckerrüben. —